

Nr. 109 | Bydgoszcz, 13. Mai Bromberg | 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(24. Fortsetzung.)

„Ach", sagte er, „jeder kann auf jeden schießen, wenn die Umstände danach sind. Das klingt simpel; und es ist so. Ich will Ihnen sagen, daß ich ehrlich glaubte, diese Frau zu lieben. Ich wußte zwar, daß kein Haar an ihr echt war, aber merkwürdigerweise bildete ich mir ein, daß sie bei mir anders war als vor der übrigen Welt. Das ist — ich muß es leider gestehen — ein typisch männlicher Irrtum. Und diesem Irrtum entsprang das ganze Unheil. Diese Frau ist vielleicht geneigt, gewisse sentimentale Regungen für Liebe zu halten, aber ich glaube, innerlich ist sie leer und kann gar nicht lieben. Sie ist weder treu noch untreu aus Liebe, sondern alles nur aus Berechnung. Aber damals wußte ich das nicht. Ich war so leichtgläubig, daß ich, was sie auch tat, für harmlos ansah. Sie fragen nun, warum sie schoß." Er räusperte sich und wandte den Blick ab. „Dies alles ist nicht sehr sauber, aber ich will nichts beschönigen. Diese Frau kannte seit einem Jahr einen Mann, und weder er noch ich hatten eine Ahnung von unserer Existenz. Jeder von uns glaubte, daß sie nur für ihn allein da war. Aber ihr wurde es bald zu anstrengend, und da sie sehr geschickt war, verstand sie es auf Umwegen, uns zusammenzubringen. Er gefiel mir recht gut, und nach einiger Zeit waren wir ziemlich befreundet. Wenn sie bei mir war, schimpfte sie immer ein wenig auf ihn, und umgekehrt bei ihm auf mich, wodurch sie das Gleichgewicht vorzüglich ausbalancierte und uns beide auf diese Art ständig im Schach halten konnte. Wir beide waren ahnungslos. Sie werden nun fragen, warum tat sie das? Es war nicht nur einfach Schlechtigkeit. Dieser Mann war nämlich sehr reich. Aber er war noch nicht geschieden, obwohl seine Frau seit Jahren in der Welt umherfuhr. Dies war der Grund, warum ich nicht ohne weiteres kaltgestellt wurde. Verstehen Sie?"

Madeleine starrte ihn mit weiten Augen an. „Mein Gott", fragte sie, „wie kann ein Mensch so sein?!"

„Das frage ich mich heute auch. Aber damals war ich arglos wie ein neugeborenes Kind. Dieser Mann war nämlich nur schwer dazu zu bringen, sich scheiden zu lassen, und endlich, als sie ihn soweit hatte, da kam ihr etwas sehr Unangenehmes dazwischen. Denn gerade zu diesem Zeitpunkt erfuhr ich, daß sie mich mit ihm hinterging. Wenn ich Ihnen dies hier so erzähle, mag es sich zynisch oder auch nur gleichgültig anhören, aber glauben Sie mir, es war schlimm für mich — sehr schlimm. Ich hatte soviel von ihr gehalten, viel zuviel freilich, und es war ein tiefer Sturz für mich. Es war die Auseinandersetzung an dem entscheidenden Abend. Sie versuchte zu lügen — ach, wie konnte sie lügen! Sie war so ungeheuer geschmeidig und besaß eine solche Verstellungsgabe, daß allein der Gedanke an eine Lüge bei niemandem auftauchen konnte, obwohl jedes Wort, das sie sprach, gelogen war! Ich gestehe es Ihnen, ich hätte mich vielleicht gern von ihrer Rechtfertigung überzeugen lassen, aber leider besaß ich Beweise. Ich war zu sehr niedergeschlagen, um etwa zornig zu sein. Ich sagte ihr, daß es aus sei und daß sie gehen möge. Dagegen hatte sie zwar nichts, aber zuvor wollte sie von mir das Versprechen, daß ich meinerseits dem anderen Mann nichts von meinen Beziehungen zu ihr verraten würde. Das lehnte ich natürlich ab."

Madeleine sah ihn fragend an.

„Nicht", sagte er schnell, „aus Rachsucht lehnte ich ab. Für mich war das alles erledigt, wenn vielleicht auch nicht innerlich, so doch unter allen Umständen äußerlich. Es war so stark, daß ich ihren Anblick einfach nicht mehr ertrug. Und in diesem Augenblick wünschte ich, den Mann, der ebenso ahnungslos war wie ich zuvor, vor der gleichen bösen Enttäuschung zu bewahren. Ich sagte ihr, daß ich ihm unbedingt die Augen öffnen würde über ihre abscheuliche Strategie. Ich will gleich bemerken, daß ich es nachher nicht tat. Er ahnt nach wie vor nichts, und sie ist jetzt bei ihm. An dem Abend aber erschien es mir durchaus nötig und ich beharrte darauf. Sie geriet in eine unbeschreibliche Wut. Sie war sehr jähzornig. Sie fürchtete, daß sie nun mit einem Schlage beide Männer verlieren sollte und kam in eine Verfassung, in der sie kaum noch wußte, was sie tat. Und dann eben — schoß sie."

Beide schwiegen und blickten aneinander vorbei.

Schließlich sagte Madeleine: „Zu all dem kommt dann auch noch diese Geschichte in Boguslawa. Ich kann jetzt verstehen, warum Sie gestern so waren."

„Ach", sagte er, „vergessen Sie es doch! Ich war verstört und alles erschien so fremd und unbegreiflich."

„Ich — auch?" fragte sie und sah ihn aus den Augenwinkeln an.

„Ja", sagte er. „Als Sie in mein Zimmer stürzten — weiß Gott, Sie kamen mir reichlich fremd und unbegreiflich vor!"

„Nicht nur Ihnen", sagte sie, und plötzlich lachte sie mit offenem Mund, „mir selbst nicht minder! Ich frage mich nur, was wäre geschehen, wenn Sie mich hinausgeworfen hätten?"

„Das hätte ich nicht getan."

„Nun, Sie waren eigentlich recht nahe daran! Sie haben mich ziemlich eingeschüchtert. Ich" — sagte sie mit leicht singender Stimme — „kann mir kaum vorstellen, daß ich Ihnen sympathisch erscheine!"

Sie sah plötzlich seine großen grauen Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf sich gerichtet, und sie fühlte in einem jähen Schauer, wie ihr das Blut in die Wangen schoß.

„O sehr", sagte er, immer mit diesem Blick, der ihr den Atem benahm, „glauben Sie mir!"

Darauf fand sie keine Antwort.

Ganz unerwartet war etwas zwischen sie getreten, das sie ungeahnt nahe aneinander brachte und doch auch wieder in scheuem Abstand hielt.

Sie wagten es kaum, sich anzusehen, und in wirren Gedanken war jeder mit diesem Neuen und Unerwarteten beschäftigt.

Sie sprachen nur noch über belanglose Dinge, und je weiter sie der schnelle Zug hinaustrug in die fliegende Landschaft, um so einsilbiger und nervöser wurden sie, und sie beide fragten sich mit bangen Herzen, was nun werden solle.

18.

Sturm und Regen fegten über die Lagunenstadt. Das grüne stürmische Wasser schlug peitschend gegen die Marmorfliesen der Piazetta, und über dem Campanile wehten graue Nebelfahnen. Der Platz des heiligen Markus lag weit und leer unter den tanzenden Regentropfen. Eng in Mäntel gehüllte Gestalten huschten geduckt über die Marmorbrückchen, durch die dunklen, schmalen, verzauberten Gäßchen.

Cannenburgh schwieg und wagte es nicht, Madeleine anzusehen. Er fühlte sich unsagbar elend. Er kam sich vor wie jemand, der einen Schatz gefunden und, ehe er noch dessen Wert erkannt, sogleich wieder verloren hatte. Es war ein lächerlicher Vergleich. Er wußte ja: er selbst hatte Madeleine hierhergebracht, zu Golowin, zu dem Mann, den sie liebte. Aber, fragte er sich erhitzt, liebte sie Golowin wirklich? Ein treuer Anwalt war sie ihm gewesen, unerschütterlich im Glauben, eingesponnen in den trügerischen Frühlingsduft einer ersten Liebe — daran war nicht zu zweifeln. Aber drei Jahre waren vergangen. Sie selbst stand unter dem Druck eines dumpfen, beängstigenden Vorgefühls. Er wußte, wie sie zitterte vor dem Augenblick, in dem Golowin ihr gegenübertreten würde. Sie liebte ihn, weil sie drei Jahre lang sich vorgesprochen hatte, daß sie ihn liebe, weil sie drei Jahre lang für ihn gekämpft hatte gegen eine bornierte Umwelt. Er war der Strohhalm gewesen in einem Meer von Stumpfheit, Haß und Spießertum. Es war klar, daß sie zu ihm eilte, als sie hörte, er sei in der Stadt. Aber Liebe?!

Mit einer erbitterten, flammenden Wut tobte Cannenburgh gegen sich selbst. Hatte nicht auch er sich aufgeworfen zu Golowins Anwalt? War nicht er es gewesen, der sie dazu gebracht hatte, Golowin aus dem Reich der Phantasie wieder zurückzuholen in die lebendige Wirklichkeit? Wie Golowins Bruder hatte er sich aufgespielt, ihre Zweifel überrannt, ihr Zögern aufgestachelt, ja, er hatte ihr die Liebe diktiert, indes sie selbst dieser Liebe immer ungewisser wurde. Dies war sein Werk! Er lachte auf. Dann biß er die Zähne zusammen und machte sich daran, seine Aufgabe zu erfüllen. — —

Sie waren in einem kleinen Hotel in der Calle bei Fuseri abgestiegen und Cannenburgh hatte unverzüglich im Angleterre angerufen und nach Golowin gefragt. Es hieß jedoch, daß er ausgegangen sei und voraussichtlich erst zum Abendessen zurück sein würde. Dies war am frühen Nachmittag.

Er ging in Madeleines Zimmer und sagte es ihr. Sie stand am Fenster, trommelte mit den Fingern gegen die Fensterscheibe und sah hinaus in den dünnen, grauen Regen. Sie gab keine Antwort und wandte sich nicht um. Er kam heran und blieb neben ihr am Fenster stehen. Wortlos starrten sie beide hinaus auf die graue, nasse Straße.

„Was für ein Wetter!“ sagte Madeleine gepreßt.

Er spürte, wie ihr Ellenbogen seinen Arm berührte. Ihre Nähe war unerträglich qualvoll. Er umklammerte das Fensterbrett und rührte sich nicht.

„Nur noch wenige Stunden“, sagte er mit spröder, unechter Stimme, „dann ist Golowin bei Ihnen.“

Schweigen. Die Stille ringsum begann in seinen Ohren zu sausen. Madeleine seufzte. Er spürte den süßen Duft ihres Haares. Mit Gewalt riß er sich los und trat ins Innere des Zimmers.

„Ich gehe fort“, sagte er, „ich muß.“

Sie drehte sich um und sah in sein verstörtes Gesicht. Erschrocken senkte sie die zitternden Lider. „Es regnet doch“, sagte sie, nur um etwas zu sagen, und es erschien ihr unsäglich albern.

Er schüttelte den Kopf. Aber er rührte sich nicht.

Madeleine atmete lautlos und behutsam, sie fühlte, wie dieser Augenblick nach ihr griff mit tausend lockenden, sehnsuchtsschweren Händen, schnell und hart schlug ihr Herz und erfüllte sie mit einem inneren, erregenden Beben.

„Ich komme mit“, sagte sie in singendem, gewaltsam gebändigtem Tonfall. Aber dann, als er ihr in den hellen, ein wenig fleckigen Trenchcoat geholfen hatte, ließ sie plötzlich die Arme sinken und ihr Kopf fiel gegen seine Schulter. „Himmel“, flüsterte sie, kaum hörbar, „wie schrecklich ist dies alles!“

Er legte die Arme um sie und starrte über ihren Kopf hinweg ins Leere. Ihr warmer Atem berührte seinen Hals und er schloß die Augen in wilder, schmerzlicher Seligkeit.

Sofort aber machte sie sich frei.

Eine Sekunde lang sahen sie sich bestürzt in die Augen, und beide lasen das gleiche im Blick des andern: Golowin . . .

„Wir wollen gehen“, sagte er schleppend. — —

Sie fuhren über das grüne, stürmische Wasser zum Lido. Mit hochaufgeschlagenem Mantelkragen, die Hände in den Taschen vergraben, gingen sie stumm und scheu, jede Berührung vermeidend, in einigem Abstand nebeneinander her, schritten fröstelnd über den verlassenen Badestrand ohne den Blick zu heben, und das Wasser troff von ihren Mänteln.

Schließlich sagte Cannenburgh: „Wir wollen drüben im „Excelsior“ Tee trinken. Für ein solches Venedig habe ich nicht viel übrig.“

„Vielleicht“, sagte sie, „scheint schon morgen wieder die Sonne.“ Sie bereute sofort, es gesagt zu haben, denn sie erriet im vorhinein die Antwort.

„Für mich gewiß nicht“, sagte er und verkroch sich tiefer in seinen Mantel. — —

Soviel Unausgesprochenes schwebte zwischen ihnen, daß es wie Explosivgas schwer und drohend über ihnen hing. Sie saßen an einem ziemlich versteckten Tisch, weit von der lärmenden Tanzkapelle entfernt, und wer sie sitzen sah, hätte meinen mögen, daß ein schweres Zerwürfnis zwischen ihnen liege. Sie sahen sich nicht an, sprachen nicht miteinander, und wenn er ihr Feuer reichte oder die Zuckerdose hinschob, dann war seine Haltung korrekt und reserviert.

Das Lokal war nur schwach besucht, obwohl jetzt, Ende Juni, viele Fremde in Venedig sein mußten. Die Eintänzer saßen herum in schönen Anzügen und prüften gelangweilt ihre Fingernägel. Nur ein paar Tische an der Tanzfläche waren besetzt.

So saßen sie in quälendem Schweigen, beide nervös bis an die Grenze des Erträglichen, in Erwartung des Abends, der die Entscheidung bringen sollte.

Und dann kam eine Dame auf hohen, zerbrechlichen Absätzen hereingetrippelt. Sie trug eine Art Tüte auf dem Hinterkopf, hatte orangefarbene Lippen und blanke, blaue Puppenaugen. Sie hob die kecke Nase, als schnüffelte sie prüfend in die Luft, blieb stehen und sah sich suchend um. Plötzlich lächelte sie und kam auf Cannenburgh zu.

Sie war etwa zwei Meter vom Tisch entfernt, da stockte ihr Schritt, ihr Lächeln wurde schal und sie riß die Augen auf. Cannenburghs kalter, unpersönlicher Blick glitt gleichgültig von ihr ab. Sie stand unschlüssig, äugte verständnislos von Cannenburgh auf Madeleine, dann wieder auf Cannenburgh.

Schließlich drehte sie sich um, warf eine Schulter hoch und stelzte davon. Sie setzte sich auf der anderen Seite des Saales an einen Tisch, gerade dem Cannenburgs gegenüber und starrte unaufhörlich zu ihm hin.

Cannenburgh wandte den Kopf zur Seite und sah Madeleine an. Sie zog die Brauen hoch und senkte verwirrt ihr Gesicht. Beide hatten das gleiche Gefühl. Sie waren in Golowins Schatten getreten. Aber dann, nur wenige Minuten später, fuhr blitzschnell Madeleines Hand zu ihm hin, und er fühlte in jähem Schmerz, wie sich ihre spitzen Nägel in seinen Arm bohrten. Ihr Gesicht, unter der Sonnenbräune, war fahl geworden.

Er folgte ihrem Blick.

Gegenüber, am Tisch der Dame mit dem Tütchenhut, stand ein Mann. Er mußte gerade gekommen sein, rieb sich

lachend die Hände, zog dann einen Stuhl heran und setzte sich.

Cannenburgh fühlte sich von einer ungeheuren Erregung überfallen.

Dieser Mann war Golowin!

Hier sah er ihn lebendigen Leibes vor sich, den legendären, geheimnisvollen Golowin, den Mann, der eine Stadt in Atem gehalten, der Schicksale gelenkt und vernichtet hatte, den Mann, dessen Name allein mit magischer Gewalt die Menschen aufwühlte und durcheinanderhetzte! Hier saß er, elegant, aufgeräumt, gepflegt, ein wenig voller als Cannenburgh, das Haar dünner und anders frisiert, dennoch, welch ein unheimliches Spiegelbild! Die Dame mit den Puppenaugen schien die Ähnlichkeit jedenfalls äußerst kurios zu finden, denn kaum hatte Golowin auch nur Platz genommen, begann sie bereits mit lebhaften Gesten zu plappern, wobei sie mit dem Kopf zu Cannenburghs Tisch hindeutete. Golowin, mit einem amüsierten Lächeln, wandte den Kopf, und sein Blick begegnete dem Cannenburghs. Einen Herzschlag lang, regungslos, schienen ihre Augen ineinander zu versinken. Aber Golowins Lächeln erstarrte. In diesem ersten Augenblick waren sie Feinde. Bedingungslos, grundlos, nur weil das Blut kraft eines unerforschlichen Gesetzes gegeneinander brandete.

Aber gleich darauf sprang Golowin auf. Er hatte Madeleine erblickt. Sein Gesicht wurde weiß, dann lief es rot an. Aber er schien sofort seine Fassung wiederzugewinnen. ausgebreiteten Armen kam er quer durch den Saal heran. Ein strahlendes, helles Lachen ging über seine Züge. Mit

Cannenburgh erhob sich, stand schweigend und düster neben dem Tisch. Aber Golowin nahm zunächst gar keine Notiz von ihm. Er ging auf Madeleine zu, ergriff ihre Hand, die kalt wie Eis war.

„Madeleine!" rief er begeistert. „Wie wunderbar, Sie hier anzutreffen! Und wie reizend Sie aussehen! Ich bin verrückt vor Freude!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Knödel.

Vergnügliche Geschichten von E. Trost.

Der Peter Oberkofler, Wirt „Zum Goldenen Ochsen", hatte lange Jahre als Bürgermeister von Niederzachenhausen amtiert. Schließlich erklärte er, daß er sein Amt wirklich nimmer ausüben könne. Er sei nicht mehr jung, das große Wirtsanwesen und die dazu gehörige Landwirtschaft nähmen seine Kräfte vollauf in Anspruch.

„Kann Enk net helfe! Müßt's Enk halt um an andern Burgermoaschta umschau'n!" erklärte er.

Schweren Herzens schritten die ehrsamen Gemeinderäte zur Neuwahl. Der gute Oberkofler erleichterte ihnen die Sache durch das Versprechen, nach glücklich vollzogener Wahl dem ganzen Gemeinderat ein Festessen mit Schweinsbraten und Knödeln zu geben. Man setzte sich also im Nebenzimmer des „Goldenen Ochsen" zusammen und beriet lange. Doch wollte sich kein Mann finden, der geeignet schien, die weltbewegenden Geschicke des Dörfchens Niederzachenhausen zu lenken. So wurde der Peter Oberkofler einstimmig als Dorfoberhaupt wiedergewählt.

„Aber Herrschaften, i kann do nimmer, und i mag do aa nimmer!" wehrte sich der Ochsenwirt verzweifelt. Nun entspann sich eine heftige Aussprache. Die Räte redeten, der Peter redete. Die Zeit verging, man konnte sich nicht einigen. Da wurde plötzlich die Tür des Sitzungszimmers aufgerissen. Die Ochsenwirtin erschien mit rotem Kopf auf der Schwelle, fuchtelte mit dem Kochlöffel in der Hand herum und schrie: „Ja Fixbirnbaumundhollunderstaud'n! Geht da herinnen jetzt no amal en End' her oder net! Schaut's, daß 's jetzt sofort einig werd's, dös bitt i mir aus! Sonst zerfallen mir ja die ganzen sauberen Knödel!"

Bums — krachte die Tür wieder zu. Da erhob sich der Peter Oberkofler und sprach seufzend:

„Ja, alsdann — nacha bleibt mir halt nix anders übrig, als daß i die Wahl nochamal annehm'! I möcht fei net schuld dran sein, daß die Knödl verkochen! Denn wann mei Alte z'weg'n dene Knöd'l über mi einruck'n tat — auweh, auweh, Leuteln — naa, naa, da mach i scho no lieber no a paar Jahr Enkern Burgamoaschta." —

*

Der Bäcker Schäufele von Zipfelshausen beschäftigte stets mehrere Lehrlinge, die er im Laufe dreier Jahre zu tüchtigen Mitgliedern seiner Zunft heranbildete. Man schätzte den Schäufele überall als strengen, umsichtigen Meister. Deswegen wählte man ihn auch eines Tages in die Prüfungskommission, die im nächsten Bezirksstädtchen tagte und von der die Künste der Lehrbuben begutachtet wurden, die ausgelernt hatten.

Wieder einmal prüfte die Kommission etliche Junggehilfen aus dem Städtchen und seiner Umgebung. Schließlich kam auch der Hannesle aus Zipfelshausen, der älteste Lehrbub des Meisters Schäufele, an die Reihe. Der Vorstand fragte in ernstem Ton eine Menge Dinge, die ein ordentlicher Bäckerbub wissen mußte. Der Hannesle hielt sich leidlich tapfer. Plötzlich hieß es: „Wieviel Semmeln kann man aus fünf Pfund Weizenmehl backen?"

Der Hannesle legte den Finger an die Nas', überlegte ein Weilchen . . . Endlich ging ein strahlendes Grinsen über sein rundes Bubengesicht, und er nickte seinem Meister verschmitzt zu: „Mir zwoi wisset's, gel, Herr Schäufele! Und die annere brauchet 's ja nit z' wisse, net wohr?" —

*

Der kleine Loisl vom Huberbauern hat lange Zeit hindurch jeden Abend ein Zuckerstückerl vors Stubenfenster hinausgelegt: Für den Storch, damit ihm der zu seinen beiden kleinen Brüdern recht bald ein Schwesterchen bringt. Eines Morgens ist dann das Schwesterchen glücklich da und liegt in einem großen Korbwagen, der in der Schlafstube der Mutter neben dem Bett steht. Der Loisl hat seine helle Freude daran. Aber er ist doch schon groß genug, um dies und jenes zu beobachten und sich in seinem kleinen Kopf allerhand zusammenzureimen. Ein paar Wochen nach der Ankunft des Schwesterchens klettert er eines Abends auf den Schoß der Mutter und fragt lange und eindringlich, wie denn das mit den kleinen Kindern eigentlich wäre und wo sie herkämen, denn das mit dem Storch . . .

Na also, kurz und gut, die gar brave Huberbäuerin sieht ein, daß da nimmer viel zu erzählen ist. So klärt sie ihren Loisl halt ein bissel darüber auf, daß es mit dem Storch wirklich nicht seine Richtigkeit habe. Gleichzeitig aber schärft sie dem Buben ein, er solle sich nicht wichtig machen und nun über die Sache eines Tages weiter reden. Vor allem nicht zu den jüngeren Brüdern, denn die seien — also sagt sie es ihm — für sowas noch gar zu dumm.

Saat und Ernte

Von Hans-Caspar von Zobeltitz

So geht der Mensch seit Ewigkeit
Und sät und sät mit treuer Hand:
Sein Gang ist fest, sein Wurf ist weit,
Sein Hoffen fließt ins offne Land.

Er hebt aus seinem Linnentuch
Den Glauben und die Liebe mit,
Und was sein Herz an Bitten trug,
Fällt betend nieder Schritt um Schritt.

Gib, daß Gebet und Korn sich eint,
Herr über Leben du und Tod . . .
Der Regen rauscht, die Sonne scheint:
Mach uns Gebet und Korn zu Brot.

Etliche Tage später kommt wieder einmal die alte Großmutter zu Besuch, die in einem Nachbardorf beim Bruder der jungen Huberin im Austrag lebt. Sie herzt und streichelt das kleine Dirndel und meint zum Loisl, es wär' doch arg fein, daß der gute Storch so ein nettes Schwesterchen 'bracht hätt'. Der Loisl nickt nur. Später aber flüstert er der Mutter zu: „Du Mutter, d' Großmutter hat g'moant, daß der Storch unser Mäderl 'bracht hat. I hab' aber fei nix weiter drauf g'sagt, verstehst: Die woaß halt vo dera richtigen Sach' scheint's aa no nix!"

Die Flöte.

Heiteres von **Lo Hanns Rösler.**

Wer eine Blockflöte besitzt, geht flöten. Warum sollte er auch nicht? Oder stellt man ein Klavier ungespielt als Wandschmuck in das Zimmer oder hängt eine Laute lautlos auf? Was aber Sebastian mit einer Solobarockflöte trieb, war wirklich übertrieben.

Von frühester Morgenstunde bis spät abends in den Schlaf der Nachbarn hinein blies er. Kein Lied war vor ihm sicher Mit gleicher Heftigkeit flötete er den weichen Walzer „Links herum!" und den straffen Marsch „Augen rechts!" Auch die Triosonaten um 1700 alter Mensur flossen ihm genau so aus dem Überblasloch wie die Bachkantaten und Händelsonaten Wanderte Sebastian Sonntags ins Grüne, dann begleitete ihn die Barockblockflöte, ein Fläschlein Flöteöl und ein Döslein Zipfenfett. Dann saß er am Wiesenrand und flötete sich die Gegend menschenleer. So verliebt war Sebastian in seine Barockblockflöte und seine Kunst, sie zu blasen.

*

Eines Tages klopfte es an Sebastians Tür. Ein fremder Herr stand draußen.

„Ich habe Ihnen etwas mitgebracht."

„Mir?"

„Ein Schallplattenaufnahmegerät."

„Was soll ich damit?"

Der Vertreter wickelte eine Art Sprechapparat aus.

„Das kann für sie eine tönende Erinnerung werden, mein Herr", begann er. „Sie können sich alle akustischen Genüsse ins Ohr zurückrufen! Welch' reiche Möglichkeit bietet sich Ihnen? Welch' unschätzbaren Werte können Sie sich für wenig Geld sichern, um sich selbst oder gar späteren Generationen immer wieder Freude zu machen! Was Sie singen, was Sie pfeifen, was Sie sprechen — alles hält die Schallplatte naturgetreu fest. Wollen wir eine Aufnahme machen,"

„Ja", sagte Sebastian.

Er war begeistert.

*

Sebastian holte seine Flöte aus dem Futteral. Leise blies er in den Luftkanal.

„Fertig?"

„Ja."

„Los!"

Die Platte lief. Sebastian flötete. Sebastian flötete lange und laut. Dann setzte er die Flöte ab.

„Ich bin zu Ende!"

„Bravo! Bravo!"

„Ich danke Ihnen."

„Wollen Sie jetzt die Platte hören?"

„Ich bitte darum."

Der Vertreter legte die Platte auf. Im Raum ertönte Sebastians Flötensolo.

„Genau als ob Sie im Zimmer bliesen!" lobte der Fremde.

„So klingt das?"

„Genau so. Täuschend ähnlich."

„Unheimlich! Das hätte ich nie geglaubt!" sagte Sebastian.

„Was? Da staunen Sie?"

„Ja. Da staune ich."

„Darf ich also dem Herrn den Apparat verkaufen?"

„Nein! Aber ich werde Ihnen etwas verkaufen."

„Was?"

Sebastian sagte demütig: „Die Flöte."



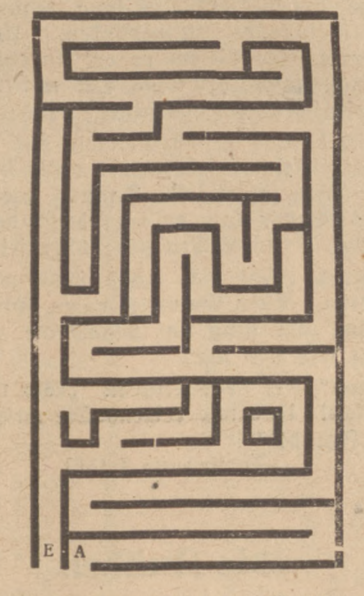
Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

	was	bleibt	les	so-	
	schul-	die	vie-	dem	vie-
et-	das		gar	dul-	len
die		ten	je-		ein-
le-		prom-	mal		ge-
ge	ot-	de		men	to-
nicht	ber	ta-	to	un-	
	wer-	gleich	kom-	se	

Irrgarten.



Aufgabe: Gehe bei E (Eingang) hinein, dringe bis zur vollen Höhe hinauf und finde dich hinaus durch A (Ausgang). Keiner der Wege darf zum zweiten Male beschritten, keiner gekreuzt werden.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 103

Rösselsprung:

Ein Dieb nahm einem Schuster ein paar Sohlen.
Ein Schwätzer nahm ihm sieben Stunden Zeit.
Gewiß, der Dieb hat ganz gemein gestohlen;
Doch mehr noch raubte die Geschwätzigkeit.

Otto Promber.

*

Besuchskarten-Rätsel: Autoschlosser.

*

Reimergänzungs-Rätsel:

Dich umschmeicheln meine Lieder
Gern zur Abendzeit;
Sie umstreicheln deine Glieder
Voller Zärtlichkeit.
Sie umschwingen deine Locken
Mit der Worte Pracht;
Sie umklingen dich wie Glocken,
Kommt die stille Nacht.

Otto Promber.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 18.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.